

Predigt: Im Haus des Vaters (Lk 2, 41-52)

Liebe Schwestern und Brüder!

Jetzt liegen sie schon hinter uns, die Feiertage. Morgen beginnt auch für die Schüler wieder der Alltag und für so manchen der bis jetzt Urlaub hatte. Das Jahr 2006 startet mit Volldampf.

Haben Sie es geschafft die vergangenen Wochen zur Besinnlichkeit und Ruhe zu nutzen? Das ist ja ganz schön schwer. Manchmal gerade in den Zeiten, die besonders besinnlich sein sollten.

Der heutige Predigttext stellt die uns die Frage, welchen Raum die Stille, die Gemeinschaft mit Gott im Gebet und der Umgang mit der Bibel in unserem Leben einnehmen. Allerdings tut er das erst auf den zweiten Blick. Auf den ersten Blick ist er nur eine Episode aus der Kindheit Jesu. Hören Sie auf die Verse aus Lukas 2, 41-52:

41Die Eltern von Jesus gingen jedes Jahr zum Passafest nach Jerusalem. 42Als Jesus zwölf Jahre alt war, nahmen sie ihn zum ersten Mal mit. 43Nach den Festtagen machten

die Eltern sich wieder auf den Heimweg, während der junge Jesus in Jerusalem blieb. Seine Eltern wussten aber nichts davon. 44Sie dachten, er sei irgendwo unter den Pilgern. Sie wanderten den ganzen Tag und suchten ihn dann abends unter ihren Verwandten und Bekannten. 45Als sie ihn nicht fanden, kehrten sie am folgenden Tag nach Jerusalem zurück und suchten ihn dort. 46Endlich am dritten Tag entdeckten sie ihn im Tempel. Er saß mitten unter den Gesetzeslehrern, hörte ihnen zu und diskutierte mit ihnen. 47Alle, die dabei waren, staunten über sein Verständnis und seine Antworten. 48Seine Eltern waren ganz außer sich, als sie ihn hier fanden. Die Mutter sagte zu ihm: »Kind, warum hast du uns das angetan? Dein Vater und ich haben dich überall gesucht und große Angst um dich ausgestanden.« 49Jesus antwortete: »Warum habt ihr mich denn gesucht? Habt ihr nicht gewusst, dass ich im Haus meines Vaters sein muss?« 50Aber sie verstanden nicht, was er damit meinte. 51Jesus kehrte mit seinen Eltern nach Nazaret zurück und gehorchte ihnen willig. Seine Mutter aber bewahrte das

alles in ihrem Herzen. [52](#) Jesus nahm weiter zu an Jahren wie an Verständnis, und Gott und die Menschen hatten ihre Freude an ihm.

Zunächst der erste Blick auf diese Geschichte:

Jesus ist mit seinen Eltern beim Passahfest in Jerusalem. Das ist das wichtigste Fest im jüdischen Glauben. Damals gehörte es zu den so genannten „Wallfahrtsfesten“, d. h. jeder fromme Jude, der etwas auf sich hielt zog dorthin. Jerusalem hatte damals ca. 60.000 Einwohner, aber zum Passahfest war fast 1 Million Menschen dort versammelt. Juden aus der ganzen Welt kamen und 7 Tage lang wurde gesungen, gebetet und Gottesdienste gefeiert. Es war eine Stimmung wie auf dem Weltjugendtag oder dem Kirchentag.

Am Passahfest erinnern sich die Juden an den Auszug aus Ägypten und die Rettung aus der Sklaverei. Das ist das Grunddatum des jüdischen Volkes und des jüdischen Glaubens. In der ersten Nacht des Festes feiern sie das Sedermahl und das jüngste der anwesenden Kinder stellt

folgende Frage: „Was unterscheidet diese Nacht von allen anderen Nächten?“ Die Antwort darauf, die der Hausvater gibt, lautet: „Sklaven waren wir einst dem Pharao in Ägypten, da führte uns der Ewige, unser Gott, von dort heraus mit starker Hand und ausgestrecktem Arm“. Diese Worte klingen für einen Juden so vertraut in den Ohren wie für uns die Weihnachtsgeschichte.

Es muss für den Dorfjungen Jesus sehr beeindruckend gewesen sein, dass zum ersten Mal mitzuerleben. Die erste Nacht des Passahfestes, die große Stadt Jerusalem, die Tausende von Festpilgern, den Tempel im dem Gott selbst unsichtbar gegenwärtig ist und die vielen Opfer. Eine Menge Eindrücke für ein 12-jähriges Kind.

Aber wie es so ist, auch das schönste Fest ist einmal vorbei. Nach sieben Tagen machen sich die Eltern auf den Rückweg. Erst einmal bemerken sie nicht, dass Jesus fehlt. Damals waren die Leute in ganzen Dorfgemeinschaften unterwegs. Also mit allen Verwandten, Tanten, Onkels, Bekannten und was sonst noch fleuchen und kreuchen

konnte. Sicher mehrere hundert Leute aus einem Dorf wie Nazareth. Maria und Joseph vermuten, dass Jesus irgendwo am anderen Ende der Karawane ist. Erst abends, als sie Rast machen wird es klar. Er ist nicht da! Jetzt versetzen sie sich mal in die Lage von Eltern, die ihr Kind suchen. Drei Tage lang – Suche! In einer Stadt, in der auch nach dem Fest noch Hunderttausende von Menschen sind. Maria und Joseph stehen Todesängste aus. Ein Kind da zu finden, ist wie die berühmte Stecknadel im Heuhaufen zu suchen. Dann finden sie ihn endlich, friedlich sitzend im Tempel zwischen Schriftgelehrten. Er diskutiert mit ihnen über die Thora, das Gesetz des Mose.

Für uns Ohren heute klingt das ungewöhnlich. Wir sind ja schon froh, wenn Jugendliche halbwegs interessiert am Konfirmandenunterricht sind. Aber einen zwölfjährigen, der mit Theologen über biblische Fragen diskutiert, das kommt so gut wie nie vor.

Zur Zeit Jesu war das allerdings etwas anders. Religiöse Erziehung und Schulbildung gehörten nämlich zusammen.

Die jüdischen Kinder lernten lesen und schreiben mit der Bibel. Es gibt einen schönen rabbinischen Ausspruch, der heißt: *„Ab 6 Jahren nimm ein Kind als Schüler auf und mäste es mit der Thora wie einen Ochsen.“* Im Alter zwischen 6-10 Jahren lernten jüdische Kinder die kompletten 5 Bücher Mose auswendig. Man nannte diese Zeit Bet Sefer, was man mit Schule übersetzen kann. Darauf folgte die nächste Stufe im Alter von 10-14 Jahren, die Bet Talmud hieß. In dieser Zeit lernte man die anderen Schriften des Alten Testaments auswendig und die Kunst der theologischen Diskussion. Jüdische Rabbiner entwickelten ihre Lehre nämlich in Frage, Antwort, Gegenfrage. Also, der Lehrer stellte eine Frage, der Schüler beantwortet sie und stellt gleichzeitig eine weiterführende Gegenfrage an den Lehrer. Die Schüler lernten in dieser Zeit mit der Bibel zu diskutieren und zu argumentieren, sozusagen einen interaktiven Umgang mit der Bibel.

Jesus war mit zwölf Jahren mitten im Alter von „Bet Talmud“. Es ist also gar nicht so erstaunlich, wenn er mit

Theologen diskutiert. Denn, wie das geht, das lernte er gerade! Erstaunlich sind nur die Antworten, die Jesus gibt. Über die staunen die Schriftgelehrten, denn offensichtlich ist Jesus reifer und verständiger, als man es von einem Zwölfjährigen erwartet.

Staunen tun allerdings auch Maria und Joseph, über die Antwort, die sie bekommen.

Und jetzt sollten sie sich noch einmal in ihre Lage versetzen. Sie haben Jesus drei Tage lang gesucht und sind ganz krank vor Sorge. Maria reagiert, wie alle besorgten Mütter reagieren: *»Kind, warum hast du uns das angetan? Dein Vater und ich haben dich überall gesucht und große Angst um dich ausgestanden.«*

Darauf hin bekommt sie von Jesus zu hören: *„Warum habt ihr mich denn gesucht? Habt ihr nicht gewusst, dass ich im Haus meines Vaters sein muss?“*

Menschlich gesehen muss man bei so einer Antwort die Luft anhalten. Oder, was hätten sie getan, wenn ihr

zwölfjähriger Sohn drei Tage verschwunden ist und das als Erklärung gibt? Das ist fast schon frech!

Lukas erzählt, dass Joseph und Maria auch ganz menschlich darauf reagieren. Sie verstehen nicht, was Jesus meint. Nur Maria behält diese Worte in ihrem Herzen. Sie ahnt, dass sie auf die Zukunft hinweisen und auf das Geheimnis, das Jesus umgibt.

„Habt ihr nicht gewusst, dass ich im Haus meines Vaters sein muss?“

Damit deutet Jesus an, dass er in einer ganz besonderen Beziehung zu Gott steht und dass die Zeit im Haus Gottes, eine größere Bedeutung hat, als alle menschlichen Angelegenheiten.

So weit der erste Blick.

Der zweite Blick in diese Geschichte stellt dann die Frage an uns, die ich zu Beginn genannt habe: Welchen Raum hat in unserem Leben die Stille, die Gemeinschaft mit Gott im Gebet und der Umgang mit der Bibel.

In der Geschichte werden nämlich Grunderfahrungen geschildert, die die meisten Christen kennen.

Maria und Joseph sind unterwegs zurück in den Alltag. Die Zeit des Festes mit seinen Gottesdiensten ist vorbei. Jetzt ist wieder die Alltäglichkeit angesagt mit allen kleinen und großen Aufgaben, mit den Umständen und Zwängen, die das Leben mit sich bringt. Auf Joseph wartet sein Geschäft als Handwerker, auf Maria der Haushalt und die Kinder.

Das ist jetzt dringlich und liegt oben auf.

Im Alltag – mitten in dem, was dringend und bedrängend ist – gerät der Vollzug des Glaubens schnell in ein Schattendasein.

Ich habe mich vor einigen Jahren etwas mit Zeitmanagement beschäftigt. Die wichtigste Erkenntnis dabei, war für mich die Unterscheidung zwischen „dringlich“ und „wesentlich“. Dringlich sind in die vielen Dinge, die uns Tag für Tag begegnen und die wir erledigen müssen. Ich denke sie kennen das: Einkaufen, die Kinder versorgen, Arzttermine wahrnehmen, am Haus etwas

reparieren, den Rasen mähen, Geburtstage nicht vergessen usw.

Oft nimmt uns das ganz und gar in Beschlag und bestimmt unsere Existenz. Wir bleiben im Dringlichen und Vordergründigen stehen. Nach dem Motto: „Eigentlich bin ich ganz anders. Ich komme nur so selten dazu.“

Das Wesentliche dagegen, kommt meist erst dann zum Tragen, wenn wir zur Ruhe kommen. Zum Wesentlichen gehört auch der Vollzug des Glaubens.

Es ist relativ einfach in Gottesdiensten, in gemeindlichen Veranstaltungen und im Hauskreis zu singen und zu beten. Schwerer ist es im Alltag Formen zu finden, das zu tun. Die Menschen zur Zeit Jesu hatten es da tatsächlich leichter als wir. Ihr Alltag war nicht so vollgestopft und es gab feste Rituale – drei tägliche Gebetszeiten. Das lebte auch damals nicht jeder, aber es gab zumindest Zeiten und Formen, in der das seinen Platz finden konnte. Platt gesagt: Die Leute wussten, wann und wie sie beten und in der Bibel lesen können. Für uns heute ist das schwieriger geworden.

Die Formen der Vergangenheit kann man nicht einfach auf unseren Alltag übertragen. Und wenn es allzu geregelt erscheint, kann das auch Angst machen. Ich kenne eine Kommunität – also eine Gemeinschaft von Christen die verbindlich zusammen lebt - , die zwei tägliche verbindliche gemeinsame Gebetszeiten und eine Stunde der Stille am Tag für jedes Mitglied hat. Diese Kommunität erlebt es oft, dass Besucher unaufgefordert sagten: „Damit das klar ist. Bei euch trete ich nicht ein.“ Klar, diese Verbindlichkeit wirkt befremdlich und kann Angst machen. Und sie konfrontiert mit der Gestaltlosigkeit des eigenen Glaubens. Denn die Frage bleibt: Wie lebe ich mein Christsein, inmitten des Dringlichen, inmitten des Alltages – damit es nicht ein Feiertagsglaube bleibt?

Das Verhalten von Jesus in dieser Geschichte steht für die Orientierung am Wesentlichen: „*Habt ihr nicht gewusst, dass ich im Haus meines Vaters sein muss?*“

In dieser Geschichte taucht zum ersten Mal etwas auf, dass sich durch das ganze Leben von Jesus zieht. Jesus sucht

immer wieder die Gemeinschaft mit seinem Vater. Man überliest das schnell inmitten der Heilungen, Wunder und Reden Jesu. Aber immer wieder gibt es bei den Evangelisten die kurze Notiz, dass Jesus sich in die Einsamkeit zurückzieht, um zu beten. Nach langen Tagen voller Begegnungen schickt er oft die Menschen und seine Jünger weg und geht in die Stille.

Jesus sucht das Wesentliche, die Gemeinschaft mit Gott im Gebet, damit er sich nicht im Dringlichen verliert.

Liebe Schwestern und Brüder,
der Kern unseren Glaubens sind nicht Gottesdienste und Veranstaltungen oder Nächstenliebe und Aktionen. Der Kern unseres Glaubens ist eine Beziehung zwischen einem „Ich“ und einem „Du“ – zwischen Dir und deinem Gott. Diese Beziehung kann nur dann leben und sich entfalten, wenn wir Räume der Stille, des Gebets und des Umganges mit der Bibel in unserem Leben haben.

Sonst bleiben wir im Dringlichen, Vordergründigen und Oberflächlichen stecken. Und unser Glaube bleibt dann

seltsam gestaltlos. Er hat keine Gestalt, in der er gelebt wird und er wird darum auch nicht unser Leben und unser Umfeld gestalten können.

Allerdings brauchen wir Formen, wie wir spirituelle Freiräume im Alltag finden können. Denn „wer formlos lebt, lebt wehrlos“. Das Dringliche überrollt uns dann sehr schnell. Der an sich richtige Gedanke, Gott kann ja warten, weil er immer da ist, verführt dazu, ihn immer warten zu lassen.

Wir brauchen Formen – und ich denke in der heutigen Zeit, in einer sehr herausfordernden Welt, können das nicht die Formen von Gestern und Vorgestern sein. Ich bin in meinem Glauben mit der Forderung groß geworden, dass man auf alle Fälle morgens seine Stille Zeit machen müsse, weil sonst der Tag nichts werden könne. Ich bin an dieser Forderung jahrelang gescheitert und es hat lange gedauert, bis ich mich innerlich davon frei machen konnte. Eine Zeit der Stille am Morgen ist sicher für manche das Richtige, aber eben nicht für jeden.

Zeiten und Formen können auch anders aussehen. Wichtig ist aber, dass es sie gibt.

In unserem Gemeindeleben gibt es Formen die Stille erlauben. Ich nenne das Abendgebet an jedem Mittwoch von 19.00-19.30 Uhr, und ich lade ausdrücklich dazu ein. Eine gestaltete Form – in der man auch Zeit findet für das eigene Gebet. Ich nenne die Abende der Stille in Adventszeit und der Karwoche und ich nenne die gute Tradition der Einkehrtage in unserer Gemeinde.

Das sind gemeindliche Formen in denen auch unser persönlicher Glaube seinen Platz finden kann. Natürlich reichen sie für den eigenen Glauben nicht aus, aber sie sind Hilfen und sozusagen geistlich Tankstellen im Alltag. Darüber hinaus braucht jeder Christ und jede Christin gestaltete spirituelle Freiräume im eigenen Leben.

Wir werden uns in der kommenden Zeit in Presbyterium und Hauptamtlichenteam auch mit dem Modell der Glaubens-, Bibel- und Mitarbeiterschule beschäftigen, das schon in unsrem Gemeindeprofil erwähnt ist. Ich kann es

Seminare ihren Platz finden, die Hilfestellungen geben, wie wir zu tragfähigen geistlichen Lebens für den Alltag finden. Lasst uns darum ringen, dass wir uns nicht im Dringlichen verlieren, sondern immer wieder zum Kern unseres Glaubens kommen, denn auch wir „müssen im Haus des Vaters“ sein, damit unser Glaube lebendig bleibt.
Amen.

In deinem Haus bin ich gern Vater

1. In deinem Haus bin ich gern, Vater,
wo du mein Denken füllst, da kann ich dich hören, Vater,
seh'n was du willst.
In deinem Haus will ich bleiben Vater,
du weist mich nicht hinaus und nichts soll mich vertreiben,
Vater,
aus deinem Haus.

Mich locken viele Sterne an meinem Horizont.
Sie weisen in die Ferne und jeder sagt mir,
dass sein Weg sich lohnt.

2. In deinem Haus bin ich gern, Vater,
weil du die Sonne bist und nicht nur ein Stern, Vater,
der mich vergisst.
In deinem Haus will ich bleiben, Vater,

du weist mich nicht hinaus und nichts soll mich vertreiben,
Vater,
aus deinem Haus.

Nimm du aus meinen Sinnen, die alte Satttheit fort.
Ich will ganz leer beginnen,
mich umgestalten lassen durch dein Wort.

3. In deinem Haus hör ich gern, Vater,
was du zu sagen hast. Auch das will ich hören, Vater,
was mir nicht passt.
In deinem Haus will ich bleiben, Vater,
füll du mich völlig aus, dann kann mich nichts vertreiben,
Vater,
aus deinem Haus.

Ich gebe dir mein Leben, die Sorgen und das Glück.
Willst du mir's wieder geben,
behalt, was dir an mir missfällt, zurück.

4. Mein ganzes Leben soll dein Haus sein, Vater,
dein Haus, das du für dich nach deinen Plänen baust, mein
Vater,
und nicht für mich. In diesem Haus sollst du bleiben, Vater,
füll du es völlig aus, und nichts soll dich vertreiben, Vater,
aus diesem Haus.